

Die Sozialforschung und das Arbeiterkind - über eine besondere Beziehung: Einleitung

Schiek, Daniela

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schiek, D. (2021). Die Sozialforschung und das Arbeiterkind - über eine besondere Beziehung: Einleitung. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 34(1), 3-18. <https://doi.org/10.3224/bios.v34i1.01>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Die Sozialforschung und das Arbeiterkind – über eine besondere Beziehung

Einleitung

Daniela Schiek

1. Die familialistische Wende in der Mobilitätsforschung

Seit einigen Jahren wird in den Sozialwissenschaften wieder stärker zu sozialen Aufstiegen aus unterprivilegierten Schichten geforscht, wobei besonders die Bildungsaufstiege von Kindern nichtakademischer Eltern im Fokus stehen. Das „Arbeiterkind“ steht daher, nach einigen Formwechsellern (ländliche Nachkommen, katholische Arbeitertöchter, Kinder von Eingewanderten), in der Fachöffentlichkeit wie in medialen Debatten inzwischen symbolisch für eine ganze Gruppe von Personen, deren Eltern nicht studiert haben und die „trotzdem“ in hochqualifizierte und prestigeträchtige Positionen gelangt sind.¹ Neben einer zunehmenden sozialen Ungleichheit mit sich verfestigenden Statuslagen und abnehmenden Aufstiegschancen von „ganz unten“ nach „ganz oben“ (vgl. hierzu etwa Groh-Samberg et al. 2020; Hertel/Groh-Samberg 2019) ist es ebenso eine inzwischen vollständig generationenübergreifende Datenlage zu den Karrieren von Haushaltsmitgliedern, welche das Forschungsinteresse an der intergenerationalen sozialen Mobilität in den letzten Jahren belebt hat.² Familien erlangen jedoch nicht nur aus diesen „messtechnischen“ Gründen erhöhte Aufmerksamkeit in der sozialen Ungleichheits- und Mobilitätsforschung. Sie gelten zugleich als kulturelle Lenkräder für Lebenswege und als „wichtigstes Subjekt der Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse“ (Bourdieu 1998: 132). Die Herkunftsfamilie wird daher in einem engen Wechselverhältnis mit sozialer Ungleichheit und als zentrale Einflussdimension von

-
- 1 Analog zum allgemeinen sozialwissenschaftlichen Diskurs über soziale Aufstiege ist mit dem Begriff des „Arbeiterkinds“ deshalb ebenso in dieser Heftleitung nicht der Anspruch verbunden, eine präzise Berufs- und Herkunftsklasse abzubilden. Gleichwohl ist darauf hinzuweisen, dass Unterprivilegierung hier kumulativ-mehrdimensional gemeint ist. Das bedeutet, dass sie nicht schon gegeben ist, wenn Personen (oder ihre Eltern) nicht studiert haben. Es lässt sich sogar eine zunehmende Ökonomisierung, das heißt, mehr und mehr materielle Verursachung sozialer Ungleichheit gegen die Überschätzung ihrer kulturellen Vermittlung argumentieren (Groh-Samberg et al. 2018: 351). Von „unten“ oder „extrem“ aufsteigen also nicht Personen, deren Eltern nicht studiert haben, sondern solche, die zuvorderst keinen Besitz haben (oder erben) und deren Eltern zudem nicht studiert haben. Es ist aber, wie später noch deutlich wird, vermutlich kein Zufall, dass sich die Diskussion wie auch die statistischen Erhebungen zur sozialen Herkunft in den letzten Jahren zunehmend auf das (Nicht-)Vorhandensein von Hochschulabschlüssen konzentriert haben.
 - 2 So liegt etwa mit dem Sozioökonomischen Panel eine nunmehr seit 1984 laufende Langzeitstudie vor, die Haushalte und ihre „nachrückenden“ Generationen beobachtet und u.a. deren Lebensläufe für spezielle Untersuchungen zugänglich macht.

Lebensverläufen gesehen (zum Beispiel Auspurg/Hinz 2011; Feldhaus/Speck 2020; Huinink/Konietzka 2007).

Die „familiaristische“ Wende, wie sie Bertaux und Bertaux-Wiame (1991: 13) mit Blick auf die intergenerationelle Transmission von Statuslagen Anfang der 1990er Jahre für die Blickrichtung der Ungleichheitsforschung einforderten, hat sich demnach inzwischen vollzogen. Mehr noch: Die Sozialforschung leistet sich in Bezug auf die Sozialisation des „Arbeiterkindes“ und seinen daraus resultierenden Chancen und Fähigkeiten für Aufstiege heute sogar etwas, wodurch sie sich als multiparadigmatisches Fachgebiet ansonsten überhaupt nicht (gern) kennzeichnen lässt: eine Lehrmeinung. So ist die Annahme eines in der Kindheit in der Familie erlernten, lebenslang stabilen und mit höheren Karrieren fremdelnden Habitus von Kindern aus unteren Klassen (Bourdieu 1974; Bourdieu/Passerón 1971) inzwischen zur unabhängigen Variable der – auch qualitativen – Sozialforschung geworden. Konkret werden dabei zum Beispiel Wissen, Fähigkeiten, Wahrnehmungs- und Darstellungsweisen sowie Präferenzen als unpassend und hinderlich für ein Wohlgefühl in höheren Positionen und Milieus gewertet und hauptsächlich auf die Bedingungen zurückgeführt, die während des Aufwachsens bei den Eltern vorgelegen haben. Die Sozialisation des „Arbeiterkindes“ ist in der Sozialforschung folglich mit einer für die Sozialwissenschaften überraschend hohen Übereinstimmung mit der Vorstellung verknüpft, dass die Bedingungen in seiner Herkunftsfamilie seine Entwicklung langfristig auf eine Weise prägen, wie sie für erfolgreiche Laufbahnen nicht förderlich ist. Sie führten erneut in niedere Statuslagen oder, ist der Aufstieg einmal geschafft, zu Orientierungslosigkeiten, Ungeschicklichkeiten und Fremdheitsgefühlen in höheren Positionen (vgl. Haeblerlin/Niklaus 1978; Knuth 2019; Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013; Schmitt 2010; Zimmer 2021).

Es scheint also, als müsse das „Arbeiterkind“ die Verhaltensweisen und Fähigkeiten, die als mobilitäts- oder insbesondere bildungsrelevant gelten, erst mühsam und ohne elterliche Hilfe lernen, wobei ihm dies doch nie gelingen kann. Zwar kennt beispielsweise Parsons noch „Kreuzfälle“ wie zum einen Kinder mit niedriger Statusherkunft und hoher Befähigung und zum anderen Kinder mit hoher Statusherkunft und niedriger Befähigung (Parsons 1964: 132 ff.). Ebenso weist zum Beispiel Burkart darauf hin, dass frühere Diskussionen um die wenigen Arbeiterkinder an den Universitäten mit der Ansicht verbunden waren, dass man diese vor allem deshalb stärker rekrutieren müsse, da „viele Kinder von Akademikern studieren, obwohl sie nicht besonders begabt sind, während viele Begabte aus den unteren Schichten nicht studieren“. (Burkart 2008: 155). Diese Denkmöglichkeiten des *unfähigen Privilegierten* und des *fähigen Unterprivilegierten* sind jedoch heute aus der sozialwissenschaftlichen Beobachtungsperspektive weitestgehend verschwunden. Privilegien werden stattdessen inzwischen fast selbstverständlich in Fähigkeiten übersetzt; der Fokus ist vornehmlich auf die Figur des Unterprivilegierten als einen lebenslang vergeblich bemühten Klassenfremdling gerichtet. Das Bild, in dem der Aufsteiger als „Don Quichotte“ beschrieben wird (Bourdieu 1982: 188), ist damit zur nahezu ausschließlichen Optik der Aufstiegsforschung geworden.

Dies hat seine Gründe auch darin, dass die Definition gelungener Sozialisation und die Untersuchung von deren Agent:innen in den deutschen Sozialwissenschaften seit über 70 Jahren relativ eng gefasst sind. So ist das Zirkelmodell einer deprivierten und wiederum deprivierenden Sozialisation des „Arbeiterkindes“ nicht erst mit der starken – und, wie später deutlich werden wird, von ihm selbst als fehlerhaft bezeichneten –

Rezeption Bourdieus etabliert worden. Vielmehr wird es in der Ungleichheitsforschung bereits seit den 1950er Jahren verhältnismäßig entschieden verwendet (etwa Bronfenbrenner 1958; Neidhardt 1975; Wurzbacher 1977; für einen Überblick vgl. Steinkamp 1991), zumal es sich mit ebenfalls weit verbreiteten utilitaristischen Ansätzen verbinden lässt (Boudon 1974; zuerst Keller/Zavalloni 1964). Dies und der Umstand, dass sich die Sozialforschung aus der Sozialisationsforschung seit den 1970er und 1980er Jahren weitgehend zurückgezogen hat, haben sicher dazu beigetragen, dass sich dieses Modell als einheitliche Musterlösung im Bereich der „Arbeiter(kind)“-Forschung entwickeln und halten konnte. Dass seit den 1950er Jahren in Deutschland kaum andere als dieser Ansatz zur Sozialisation und zur Familie rezipiert worden sind (kritisch Burkart 2008; Funcke/Hildenbrand 2018; Joas 1989; Oevermann 1979; Schmidt 2002), hat allerdings auch historisch-politische Gründe. Wie Joas anmerkt, habe die deutsche Sozialforschung, nachdem sie sich im Nationalsozialismus von der amerikanischen Soziologie abgetrennt hat, den Anschluss an deren – für die Sozialisationstheorie maßgeblichen – Theorieentwicklungen nach dem Krieg nicht mehr recht hinbekommen (Joas 1991: 142). Das gilt vor allem für die Aufnahme interpretativer und pragmatistischer Ansätze. Joas bezweifelt jedoch außerdem die deutsche Parsons-Rezeption, was insbesondere die unterstellte Härte der Rollen- und Handlungsorientierungen betrifft (ebd.).

Diese eingeschränkte Rezeption und der starre Blick auf die sozialisationsideale (bürgerliche) Familie haben zur Folge, dass die Individuierung des Menschen (vgl. Mead 1973; Reichwein 1970/71; Schlottmann 1968) und seine „Bewährung in einer Reihe familienfremder Milieus“ (König 2021: 165 f.) kaum umfassend bearbeitet wurden und werden.³ So kommt es auch, dass wir aus einer allgemeinsoziologischen Perspektive zwar durchaus davon ausgehen, dass Einzelne mit den sich stark voneinander unterscheidenden Anforderungen in Familie und Beruf umgehen können. Zumindest würden wir den Umstand, dass sich erwachsene Personen bei der Arbeit fühlen und verhalten wie „zu Hause“ oder bei ihren Eltern, im Rahmen funktional ausdifferenzierter Gesellschaften ansonsten (selbst bei Familienbetrieben) eher als anachronistisch (vgl. Simon 2005) oder eventuell als gegenteiliges Zeichen einer Entgrenzung im fortgeschrittenen Kapitalismus deuten (Voß 1998). Dass wir es als gelungene Sozialisation oder Ausdruck gehobener Persönlichkeiten bezeichnen würden, erscheint aus dieser Perspektive zumindest unwahrscheinlich. Wo jedoch Sozialisation mit der (bürgerlichen) Familie weitgehend gleichgesetzt wird, ist es eine konsequente Interpretation, diejenigen als erfolgreich und passfähig zu bewerten, die den kürzesten Weg zwischen Familien- und Berufsmilieu haben – oder eine bürgerliche Projektion. Denn dafür, dass die berufliche Anpassung bei extrem aufgestiegenen Hochschulabsolvent:innen besonders schwach und bei denjenigen mit privilegierter Herkunft besonders hoch sein soll, gibt es keine empirischen Belege. Wir sind es zwar inzwischen gewohnt, wenn das höhere Engagement, das Bildungsaufsteiger:innen bei ihrer Arbeit zeigen, gegenüber der „Gelassenheit“ ihrer Kolleg:innen aus privilegiertem Elternhaus wiederum als Stallgeruch interpretiert wird (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013; Zimmer 2021). Aus

3 Dabei kennt sich, wie Bühler-Niederberger (2006) konstatiert, die Soziologie schon mit demjenigen Abschnitt der Sozialisation, auf den sie sich hauptsächlich konzentriert – der Lebensphase der Kindheit – kaum aus. Ähnlich hatte schon Oevermann (1979: 146 f.) darauf hingewiesen, dass sich die Sozialforschung bei allem, was über die sozialstrukturellen Randbedingungen des Heranwachsens hinausgehe, bei der Pädagogik und der Psychologie bediene, statt selbst die Mechanismen der Individuierung zu ergründen.

empirischer Sicht ließe sich ihr Eifer jedoch ebenso gut als ausgesprochen gelungene Anpassung lesen, denn sie sind einer Studie zur Folge deutlich wandlungsbereiter, was den Sprung vom Studium ins Berufsleben und die Anforderungen des Beschäftigungssystems betrifft (Schlegelmilch 1987). Dass Personen in akademischen Laufbahnen und hochdotierten Positionen ein beträchtliches Maß an Leistung, Disziplin und Engagement aufbringen, ist jedenfalls eher dann ein Faszinosum, wenn man weiß, zuversichtlich ist oder einfordert, dass es auch ohne geht.

Dafür, dass „Arbeiterkinder“ trotz größerem Arbeitseinsatz seltener auf höhere Positionen berufen werden und ihre Arbeitshaltung von Sozialforscher:innen als „fremd“ oder „unwissend“ wahrgenommen wird, müssten demnach eventuell auch einmal weitere Erklärungen geprüft und andere Mechanismen untersucht werden als das vermeintlich ungeübte Verhalten der „Arbeiterkinder“ selbst. Denn wie gleich deutlich werden wird, wird durchaus seit langem und vielfach kritisiert, dass sich die Sozialforschung die normativen gesellschaftlichen Bewertungspraxen, die sie zu untersuchen vorgibt, selbst zu eigen macht.

2. Ideologiekritische und ethnomethodologische Perspektiven auf die sozialwissenschaftliche Erforschung von „Arbeiterkindern“

Eine umfängliche Reflexion des Diskurses über das „Arbeiterkind“ in der deutschen Sozialforschung gibt es nicht.⁴ Gleichwohl findet sich einige, auch schon sehr frühe Kritik an der sozialwissenschaftlichen „Arbeiter(kind)“-Forschung. Bereits Geiger beobachtete Kolleg:innen dabei, wie sie sich „gleich Missionaren einer ihnen kategorisch fremden psychischen Welt [näher]“ und die Bibliotheken mit „zahllosen Bänden“ füllen würden, „die sich lesen wie Berichte über fernwohnende, uns unbegreifliche Völkerstämme“ (Geiger 1962: 153). Ebenso merkt Weber (1993: 110) an, dass sich „die spießbürgerliche Vorstellung, daß in der Arbeiterklasse finstre und geheimnisvolle Mächte am Werk seien, die es zu enthüllen gäbe“, nicht in jeder Studie bestätigen ließe und sich die Angehörigen unterer Schichten und Berufsgruppen „in ihren geistigen und gemütlichen Bedürfnissen“ viel weniger von anderen unterscheiden würden als gemeinhin behauptet.

Als Gründe dafür, dass in der Sozialforschung dennoch beständig auf einer für höhere berufliche Erfolge als dysfunktional bewerteten oder zumindest exotisch wirkenden Differenz der „Arbeiter(kinder)“ bestanden wird, werden in der Literatur zum einen ideologische und zum anderen – davon sicherlich nicht scharf zu trennende – psychologische Funktionen diskutiert.

4 Vor allem aus historischer Perspektive fällt dies besonders auf: Zum einen findet sich keinerlei Aufarbeitung der „rassenhygienischen“ Erforschung Unterprivilegierter im Nationalsozialismus, an der sich auch Sozialforscher:innen beteiligt haben (Ayaß 1995; Dyk/Schauer 2015; Miethe 2021). Ferner wird zwar minutiös erkundet, was dem „Arbeiterkind“ an Kapitalsorten sowie Fähigkeiten fehlt, doch an der genauen Erforschung der Vermögensherkünfte in den besitzenden Klassen besteht nicht das geringste Interesse, obwohl (oder gerade weil) diese in Deutschland maßgeblich auch durch Bereicherungen im Zuge jüdischer Enteignungen geprägt sind (vgl. etwa zum Vermögen der Verlags-Familie Beck Rebenich 2013). Dies gilt ebenso für die entsprechenden „Mentalitäten“, also die postnationalsozialistischen Deutungsmuster und Rechtfertigungspraxen, die (in Familien) von Generation zu Generation weitergegeben werden. Insgesamt scheint es so, als würde wirklich alles von Eltern an ihre Kinder vererbt und als sei dies für Sozialforscher:innen auch eines ihrer wichtigsten Themen. Auf keinen Fall scheinen jedoch nationalsozialistische Verbrechen und Ideologien mit diesem Thema zu tun zu haben.

Die wohl wichtigste ideologiekritische Lesart findet sich bei Bourdieu selbst.⁵ Schon die Stärke, in der sich Sozialforscher:innen bei der Betrachtung von Ungleichheit auf Bildung(sfremdheit) konzentrieren, ist ihm zufolge typisch für Privilegierte und mit einer Abgrenzungs- und ideologischen Funktion ausgestattet. So besäßen

von allen Unterscheidungen diejenigen das größte Prestige, die am deutlichsten die Stellung in der Sozialstruktur symbolisieren, wie etwa Kleidung, Sprache oder Akzent und vor allem die „Manieren“, Geschmack und Bildung. Denn sie geben sich den Anschein, als handele es sich um Wesenseigenschaften einer Person, ein aus dem Haben nicht ableitbares Sein, eine Natur, die paradoxerweise zu Bildung, eine Bildung, die zu Natur geworden seien (Bourdieu 1974: 60).

Dabei würden „obere Klassen eher auf Statusunterschiede achten als die mittleren und unteren Klassen“ und

die unter ökonomischem Gesichtspunkt unterprivilegiertesten Klassen [erscheinen] in diesem Spiel von Verbreitung und Distinktion nur als Kontrastmittel, d. h. zur Hervorhebung der anderen notwendige Gegensatz. Das Spiel der symbolischen Unterscheidungen [...] bleibt ein Spiel der Privilegierten privilegierter Gesellschaften, die es sich leisten können, die wahren Gegensätze, nämlich die von Herrschaft, unter Gegensätzen der Manier zu verschleiern (ebd.: 72 f.).

Dass Sozialwissenschaftler:innen die Beherrschung des Spiels eher als klassenspezifische Fähigkeit, Gabe oder Gnade denn als rohe Herrschaft durch Besitz interpretieren, kann Bourdieu zur Folge als Ausdruck gelungener Ideologie begriffen werden. Die symbolische Transformation nackten Eigentums in gebildete Wesen ist das Erfolgsgeheimnis der herrschenden Klassen bzw. eine Praxis ihrer Legitimation (vgl. auch Herkommer 2004; Müller 1986: 170). Bourdieu benennt hier einen Lese- und Rezeptionsfehler, den insbesondere Intellektuelle gegenüber seinen Arbeiten begehen würden (Bourdieu 1998: 7 ff.). Er beschreibt sogar einen „Rassismus der Intelligenz“, mit dem die herrschende Klasse eine „Rechtfertigung für die von ihnen beherrschte soziale Ordnung“ herstelle und sich das Gefühl gebe, „Wesen höherer Art zu sein“ (Bourdieu 1993: 252, Hervorh. im Original). Es sei die „Soziodizee einer herrschenden Klasse, deren Macht zum Teil auf den Besitz von Titeln wie den Bildungstiteln beruht, die als Gewähr für Intelligenz gelten“ (ebd.). Was im vorliegenden Zusammenhang besonders wichtig ist: Bourdieu geht davon aus, dass es Techniken zur Verschleierung von Klassenrassismus bedürfe, da er in offener Form moralisch heikel sei. Dabei sei der „heute am weitesten verbreitete Euphemisierungsmodus ganz klar die Scheinverwissenschaftlichung des Diskurses“ – die Wissenschaft stecke „mit dem, was sie rechtfertigen soll, unter einer Decke“ (Bourdieu 1993: 253).

So gesehen, darf man sich meiner Meinung nach auf das Problem der biologischen und sozialen Grundlagen der Intelligenz gar nicht einlassen. Und sollte, statt diese Frage wissenschaftlich zu klären, lieber die Wissenschaft der Frage

5 Die Auseinandersetzung mit „Klassismus“ beinhaltet, allerdings nicht vertiefend, ebenfalls Hinweise auf Ideologie und Konstruktionen (Kemper/Weinbach 2022).

selbst betreiben; den Versuch machen, die sozialen Bedingungen des Auftretens einer solchen Fragestellung und des mit ihr eingeführten Klassenrassismus analysieren (ebd.: 253 f.).

Dass diese Fragestellung heute immer drängender bearbeitet werde und der Klassenrassismus zunehme, habe, so Bourdieu, etwas damit zu tun, dass Aufsteiger:innen die vorherrschende und mit herrschenden familialen Milieus in Verbindungen stehende Ordnung im Bildungssystem bedrohen würden (ebd.: 255). Aus dieser Perspektive hat also der eingangs erwähnte Umstand, dass das „Arbeiterkind“ und die familiäre Herkunft in den letzten Jahren mehr und mehr in den Fokus der Ungleichheitsforschung geraten sind, keine rein empirischen oder „datentechnischen“ Gründe, sondern auch ideologische Motive.

Als ideologisch kritisiert auch Bühler-Niederberger den sozialwissenschaftlichen Blick auf das „Arbeiterkind“:

man [kann] monieren, dass hier in erster Linie ein Stück Ideologie und nicht Realität einer qualitativen Andersartigkeit und Überlegenheit der mittelständischen Verhältnisse zum Ausdruck gebracht und festgeklopft werde. Es ist eine Ideologie, der offensichtlich auch und immer noch „schichtspezifische Sozialisationsforscher“ anhängen und die sich dann in der Vorstellung erforderlicher Kompensation von Defiziten der Unterschichtkinder niederschlägt (Bühler-Niederberger 2006: 33 f.).

Bühler-Niederberger spielt damit nicht nur auf Ideologie als solche, sondern zudem speziell auf mittelständische Vorstellungen an, die die Sozialforschung nach wie vor beeinflussen würden. Ähnlich hatte bereits Iben darauf aufmerksam gemacht, dass einmal zu klären sei, mit welchen Normvorstellungen und welcher Legitimation die Sozialisation unterprivilegierten Kinder seitens der Sozialforschung als defizitär und die in den Mittelschichten als ideal beurteilt werde (Iben 1975: 122).

Dass die normative Orientierung an der Mitte eine Ideengeschichte hat und ihre Legitimation durchaus umstritten ist, wird tatsächlich bis heute nur selten sozialwissenschaftlich und vor allem im Kontext der Studien über die Denk- und Handlungsweisen von Unterprivilegierten kaum reflektiert. Denn während die Mitte – besonders auch in den sozialwissenschaftlichen Szenarien ihres angeblichen kollektiven Abstiegs – im Allgemeinen mit Wachstum und Leistung(sprinzip) sowie gesellschaftlichem Zusammenhalt in Verbindung gebracht wird, rekonstruiert sie Münkler (2010, 2014) als idealtypische Herrschaftsform, die ideengeschichtlich gerade nicht für eigentumslose Leistungsorientierung, Bestenauslese und außergewöhnliches Streben, sondern für den Kampf um das Mittelmaß steht.

Inbegriff und Symbol dieser Mittelmäßigkeit ist [in den elitistischen Modellen] der Spießbürger beziehungsweise Spießbürger, der gerade nicht das Herausragende und Hervorstechende verkörpert, sondern in einer Verbindung von Traditiona-

lität und Gewöhnlichkeit auf der Gesellschaft lastet und alles erdrückt, was in ihr nach Besonderheit strebt (Münkler 2014: 51).⁶

Extremaufstiege von unten werden von der Mitte daher nicht nur als Gefährdung von Statuslagen, sondern ebenso als kulturelle Bedrohung ihrer Orientierungen und Handlungsweisen gesehen (vgl. auch Bourdieu 1993: 255).⁷

Neben der Auseinandersetzung um ideologische Motive der Sozialforschung über das „Arbeiterkind“ lassen sich dementsprechend auch Erörterungen psychologischer Aspekte finden. So zeigt beispielsweise Weyrather, dass normative Ansichten stets die Forschung über Arbeiter – im Fall ihrer Untersuchung speziell Arbeiterinnen – geprägt haben (Weyrather 2003: 13). Die Arbeiterinnen hätten als „Projektionsfläche für Wünsche und Befürchtungen“ für die eigenen Lebensweisen der bürgerlichen Sozialforscher:innen fungiert (ebd.: 69 ff.). Ähnlich argumentiert Gans (1972) in seiner Analyse der positiven Funktionen, welche die normative Beurteilung Unterprivilegierter für die Mittel- und Oberschicht habe, sodass diese möglicherweise für sie unverzichtbar sei. So sei es beispielsweise stabilisierend für die eigenen Werthaltungen und ein Ausdruck für den Frust mit dem eigenen Leben, Armen eine geringe Arbeitsmotivation oder liederliche Lebensweisen zu unterstellen, obwohl diese nachweislich viel härter arbeiten würden als Menschen in höheren Positionen und kaum Abweichungen in den Werteorientierungen zeigen würden (ebd.: 280).⁸ Wie Bourdieu spricht auch Gans von einer erst am Gegenüber der Armen konstruierten Hochkultur sowie davon, wie sehr die Beschreibung der Armen die Aufwärtsmobilität der Privilegierten unterstütze und die der Unterprivilegierten dagegen verhindere: „By being denied educational opportunities or being stereotyped as stupid or unteachable, the poor thus enable others to obtain the better jobs.“ (Gans 1972: 281 f.). Er bezieht sich hierbei unter anderem auf Goode, der formuliert hatte:

Of course, not all talent at any class level would be transmuted into skill, even in the best of possible worlds. However, the privileged (at all levels of privilege) do try systematically to prevent the talent of the less privileged from being recognized or developed. And though analysts of stratification assume that social mobility is an index of open competition, ample if unsystematic evidence

6 Auch Kadritzke (2016) und Decker (2018) erinnern daran, dass es durchaus kritische Besprechungen (der behaupteten moralischen Überlegenheit) der Mittelschicht gab und gibt.

7 Die intellektuellen Kreise der Mitte würden sich auch gar nicht zuerst um die Integration von Unterprivilegierten, sondern vor allem um die bereits selbstbewussteren und „nach allen gängigen Kriterien bereits akkulturierten“ (Diversitäts-)Bewegungen „innerhalb oder am Rand der gebildeten Mittelschichten“ bemühen (Koschorke 2021: 3). Sie rekrutierten und sicherten sich also vor allem selbst und würden Institutionen und das System nicht grundlegend kritisieren, worin sich eine moderne Form des bürgerlichen Führungsanspruches zeige.

8 Die Beschreibung der positiven psychologischen Funktionen der Unterprivilegierten für die Legitimation der sozialen Ordnung impliziert demnach die Annahme der Projektion bzw. Abwehr, wie sie in Schulen der Psychoanalyse argumentiert wird. Hiernach würden eigene Wünsche und Fantasien nicht ausgehalten, auf andere Objekte oder Personen übertragen und dort stellvertretend beobachtet und bekämpft werden, um die Auseinandersetzung mit den betreffenden Inhalten bei sich selbst abzuwehren. Die Idee der Projektion kultureller Ziele (mit Rückgriff auf die sozialen Aspekte der Psychoanalyse) findet sich zentral bereits in der Argumentation Mertons (1938), auf den sich Gans (1972) bei seiner Analyse maßgeblich bezieht.

suggests that both the able and the inept may move into high position (Goode 1967: 5 f.).

Wie Schmeiser argumentiert, leiden prinzipiell auch diejenigen, in deren Elternhaus zwar eine akademische Bildungstradition vorläge und die somit eine hohe Statusherkunft aufwiesen, die aber selbst nicht in der Lage seien, die Anforderungen höherer (akademischer) Laufbahnen zu erfüllen (Schmeiser 2003). Nicht in allen solcher Fälle könne über längere Zeit die Strategie des „Hochstapelns“ durchgehalten werden, obwohl der Widerspruch zwischen Herkunft und Leistungsfähigkeit so für eine gewisse Zeit durchaus überbrückt werden könne (ebd.: 85 f.). Schmeiser ist einer der wenigen, der die Figur des *unfähigen Privilegierten* untersucht oder überhaupt „kennt“. Ihm erscheint sie sogar als wahrscheinlich, da der Einfluss der Familie bei der sozialen Platzierung im Zeitverlauf gar nicht größer, sondern kleiner geworden und es daher angemessen sei, gegenüber der behaupteten „Effektivität familiärer Reproduktionsstrategien eine skeptische Einschätzung zu entwickeln“ (ebd.: 41 f.).

Schon König (2021: 165 f.) benennt für die frühe Familiensoziologie die Gefahr einer Überschätzung familialer Sozialisation. Und in ihrer Studie über „gescheiterte“ Hochschulabsolvent:innen rekonstruiert Schlegelmilch (1987: 97 ff.), dass es gerade im Unterschied zu denen, die nicht aus Familien mit traditionellem Bildungshintergrund kommen und sehr anpassungs- und beschäftigungsfähig seien, bei hinsichtlich ihrer Herkunft privilegierten Akademiker:innen kaum Akzeptanzbereitschaft bezüglich der Voraussetzungen und Anforderungen des Beschäftigungssystem gäbe. Daher würden sie die Rahmenbedingungen des Studiums (durch Promotion oder Vermeidung von regulären, in den Arbeitszeiten und Erledigungsfristen nicht völlig selbstbestimmten Beschäftigungsverhältnissen) zu verlängern suchen und sich kaum mit dem künftigen Berufsfeld auseinandersetzen, obwohl sie sich für überdurchschnittlich qualifiziert halten würden.⁹ Allerdings sieht Bude die Erkenntnis, dass die Herkunftsressource scheitern kann und eine sehr umfassende gesellschaftliche Teilhabe und insbesondere auch akademische Laufbahnen nicht ohne ein bedeutsames Maß an Leistung und Disziplin erreicht werden können, in Form eines spezifischen Unbehagens in der Mittelschicht emotional inzwischen durchaus angekommen (Bude 2014).

Dennoch (oder gerade deshalb) fließen die Orientierungen der mäßigenden Mitte gegenüber extremer Leistungsbereitschaft in die Beurteilung des weit aufsteigenden Arbeiterkinds ein. Entsprechend selten rezipiert werden – zumindest in den Sozialwissenschaften – auch die Ergebnisse von Studien, die auf eine deutlich höhere und frühere Selbständigkeit im Handeln sowie auf ein größeres Verantwortungsbewusstsein für das eigene Leben und die beruflichen Erfolge derjenigen Kinder hinweisen, die in benachteiligten oder gar nicht in Familien, sondern in Heimen aufgewachsen sind (zum Beispiel Groinig et al. 2019; Jackson et al. 2003; Kolivoski et al. 2014; Papastefanou 2006; Schiek et al. 2019). Vielmehr gelten die Behütung und Förderung durch die (bürgerliche) Familie weiterhin unhinterfragt als beste Ausgangsbedingungen für Individuen und als Prämisse sozialwissenschaftlicher Untersuchungen.

Doch nicht nur aufgrund der weitgehenden Ausblendung und Nicht-Beforschung widersprechender Fälle (unfähige Privilegierte, fähige Unterprivilegierte, erfolgreiche

⁹ Es können allerdings auch „Arbeiterkinder“ nach ihrem Bildungsaufstieg in diese akademische Kultur des „ewigen Studenten“ konvertieren, und zwar gänzlich ohne Fremdheitsgefühle (Schiek 2010: 108 ff.).

non-familial Sozialisierte) ist eine Aufstiegsforschung, die allein auf die familiäre (und hierbei wiederum fast ausschließlich auf hochschulische Bildungs-)Herkunft und ihre kulturelle Transmission fokussiert, mit Vorsicht zu betrachten, was die Reichweite und Gültigkeit ihrer Aussagen betrifft. Denn auch oder gerade, wenn diese widersprechenden Fälle ins Schema integriert, das heißt abermals auf die familiäre Herkunft und einen dort entsprungenen Habitus zurückgeführt werden, ist das Modell tautologisch geworden und beinhaltet einen Zirkelschluss: Es kann empirisch nicht mehr scheitern, und Statuslagen werden im Prinzip über sich selbst erklärt. Es sind meines Erachtens im Wesentlichen zwei Perspektiven, die helfen können, diesen Zirkel zu unterbrechen sowie die aus ideologiekritischer Perspektive formulierten Probleme anzugehen.

Die erste wäre ein ethnomethodologischer Blick auf die Klassendifferenzierung. Denn Ansätze der kulturellen Reproduktion haben das „Wirklichkeits-“ bzw. „Wissensproblem“, einen Umgang mit erfahrbaren Differenzen finden zu müssen, sie aber weder leugnen noch essentialisieren zu wollen. So formuliert Hirschauer in Bezug auf die Geschlechterdifferenz und mit Blick auf ein häufiges Missverständnis, dass die kontroverse Frage nicht sei, wie real die Differenzen sind, sondern wie sie realisiert werden – und welchen Anteil Wissenschaft daran hat (Hirschauer 1996: 241 ff.). Demnach müsste untersucht werden, mit welchen Mitteln und Arbeitsweisen eine angenommene Ordnung produziert und bestätigt wird, wobei sich die Sozialforschung selbst, das heißt, den Umstand, dass ihre „Darstellungen Züge in eben dem Spiel sind, das sie definieren“ (Wieder/Zimmerman 1976: 123), nicht ausklammern sollte. Anstelle einer beweisenden Erforschung der Differenzen, durch die sich aufgestiegene „Arbeiterkinder“ von ihren standesgemäß platzierten Kolleg:innen und Kommiliton:innen unterscheiden, würde man also aus dieser Perspektive in eine Erforschung der Strukturen treten, die das Wissen um die Unterschiede tragen, und die Methoden erkunden, mit denen die Differenzierung vollzogen wird. Der umstrittene Befund wäre dann beispielsweise nicht, ob Aufsteiger:innen an Universitäten verbissener arbeiten und sich genauso hartnäckig bei von den Kolleg:innen ungeliebten Tätigkeiten engagieren. Vielmehr wäre zu rekonstruieren: Was bringt uns dazu, dies als „ungerichtetes“ oder wenig gewinnbringendes, ihr Vermeiden oder unzuverlässiges Erledigen dagegen als versiertes Tun zu bewerten? Als in vielen arbeitsmarkttheoretischen Ansätzen behauptet wurde, dass sich Frauen aus sozialisatorischen und mehr familienorientierten Gründen niedriger bewertete und weniger profitable Tätigkeiten „suchen“ würden und deshalb benachteiligt seien (zum Beispiel Becker 1983), konnten ethnomethodologische Arbeiten zeigen, mit wieviel Mühe prestigeträchtige Tätigkeiten von den Beteiligten erst zu „weiblichen“ und niedriger bewerteten Tätigkeiten „gemacht“ und in unserem Wissen entsprechend verankert werden (vgl. Wetterer 2002). Daher sind Studien, die das hierarchisierende Differenzieren von Geschlecht „bei der Arbeit“ rekonstruiert haben, möglicherweise gute Ratgeber für das Hinterfragen auch derjenigen Differenzen, die wir beim aufsteigenden „Arbeiterkind“ zu sehen und als Begründung für sein beständiges Zurückbleiben anzubringen pflegen. Die Habitus-theorie macht hierfür jedenfalls kein konkretes Angebot, da sie die Prozesse, in denen der Habitus enaktiert wird und dichotome Bewertungspraxen entstehen, voraussetzt und eben nicht rekonstruiert – obschon Bourdieu, wie oben dargelegt, das sozialwissenschaftliche Vorgehen aus seiner Analyse der begabungsideologischen Praxis nicht ausgespart und die sozialen Bedingungen der Erforschung unterschiedlicher Fähigkeiten (anstelle ihrer wissenschaftlichen Reifikation) zur Aufgabe erklärt hat.

Die zweite Möglichkeit, den Zirkelschluss (von der Herkunft auf die Herkunft) zu durchbrechen und Lebenswege wie Handlungsorientierungen von „Arbeiterkindern“ wieder zu einer empirischen Herausforderung zu machen, läge in einer zeitlichen, personellen und räumlichen Öffnung der Aufstiegsforschung. Denn mit dem fast ausschließlichen Fokus auf die Lebenslagen im elterlichen Haushalt während der Kindheit wurde in den letzten Jahren nicht nur zunehmend der zeitliche Ausschnitt verkleinert, der das Individuum prägen soll. Es wurden damit ebenso die Vorstellungen über den Raum und die Akteur:innen der Sozialisation verengt. So komme ich nun zur Biographie und inwiefern sie sowohl für die Einzelnen als auch für die Sozialforschung die deutlich flexiblere Methode für die Entwicklung von Handlungsorientierungen und das Erfahren von Lebenswelten darstellt – und damit zur Vorstellung der Heftbeiträge.

3. Die Biographie als Schlüsselkonzept für die zeitliche, personelle und räumliche Öffnung der familialistischen Aufstiegsforschung

Zwar haben die Netzwerk- und Organisationsforschung immer wieder auf die zentrale Bedeutung aufmerksam gemacht, die auch nicht-familiale Beziehungen oder Einheiten für biographische Entwicklungen und die Ungleichheitsreproduktion haben (unter anderem Fischer-Neumann/Böhnke 2022; Hollstein 2007; Klatetzki 2015; Oswald 2015; Stanton-Salazar 2011; Struck 2001). Ohnehin sind die für die Entwicklung von individuellen Handlungsorientierungen wesentlichen Kreise schon früh und grundlegend weit über die Familie hinaus gezogen worden (Cooley 1927; Mead 1973, 2008; Simmel 1980). Wie weit die rege und nahezu ausschließliche Verwendung des nach familialer Herkunft vorab differenzierenden Modells analytisch reicht oder das Feld der sozialen Ungleichheits- und Mobilitätsforschung über die Jahre stark verengt hat, wurde jedoch bisher kaum umfassend hinterfragt.

Eine besondere Rolle kommt bei einer solchen Reflexion und schließlich der Öffnung vorherrschender Forschungsperspektiven dem Lebenslauf und der biographischen Methode zu. Kohli hat den Lebenslauf als soziale Institution beschrieben, ohne welche die gesellschaftliche Ordnung eine gänzlich andere wäre (Kohli 1985, 1994). Denn maßgeblich strukturiert sie verschiedene Lebensphasen und Teilsystemrationalitäten (zum Beispiel Studium versus Beruf, Beruf versus Familie) zu einem „Ganzen“ und ist hierfür auf eine kulturelle Komponente auf der Ebene der Individuen angewiesen: die Biographie, die für diese kohärente Verbindung sowie für das Planen und Verstehen der eigenen sowie anderer Rollen „das Terrain par excellence“ bildet (Kohli 1981: 503). Aus dieser Perspektive sind Handlungsorientierungen also gerade keine aus der Kindheit stammenden präreflexiven „Automatismen, sondern eine biographische Leistung“ (Fischer/Kohli 1987: 31), die sich nicht nur in wechselseitigen Beziehungen zu – und zwar allen möglichen – anderen konstituiert, sondern deren Konstrukt außerdem lebenslang (mitunter radikalen) Wandlungen unterworfen ist (Fischer 1978; Rosenthal 2000; Schütze 1981; Strauss 1974). Die Biographie ist demnach die Methode des Einzelnen, unterschiedliche Erfahrungen, Handlungen, Zeiten, Rollen und Sphären immer wieder so zu integrieren (zu reflektieren und zu planen), dass sie „sinnvoll“ erscheinen. Sie ist hinsichtlich der Personen, Räume und Zeiten der individuellen Entwicklung daher auch für die Sozialwissenschaften das weitaus beweglichere und „geräumigere“ Modell.

Mit dem vorliegenden Schwerpunktheft wird somit zuvorderst das Ziel verfolgt, gegenüber dem vorherrschenden Forschungsstand eine Öffnung in den theoretischen und methodologischen Perspektiven der Ungleichheits- und Mobilitätsforschung anzustoßen. Denn wie hier gezeigt wurde, kann der Fokus auf die (kindliche Sozialisation in der) Familie nicht nur – zurzeit gänzlich unreflektierte – ideologische Motive beinhalten, sondern birgt auch epistemologische Probleme, wenn die Ergebnisse von sozialen Prozessen immer schon ihre Ursachen sein sollen bzw. Befunde von Untersuchungen stets ihre Vorannahmen sind. Konkret richten sich die Blicke der Autor:innen gezielt auf den außerfamilialen, transnationalen und dabei lebenslangen Prozess biographischer Perspektivität beim Aufsteigen von „Arbeiterkindern“. So gliedert sich der Schwerpunkt in drei Blöcke, wobei sich alle, analog zur Fachdebatte, im Gebiet der Bildungsaufstiege bewegen:

In einem ersten Block werden die inzwischen fast selbstverständlichen theoretischen Vorannahmen – der vorherrschende Fokus auf das Bourdieusche Konzept – in qualitativen und somit dem Anspruch nach eigentlich offenen Untersuchungen reflektiert. Dabei steht die Figur des sich im akademischen System angeblich fremd fühlenden Aufstiegers im Mittelpunkt. Hierzu diskutiert zunächst Ingrid Miethe vor allem die methodologische Perspektive und geht entlang der qualitativ-empirischen Schritte und anhand eines Fallbeispiels die Schleusen theoretischer Öffnung oder aber Schließung theoretischer und empirischer Perspektiven in Untersuchungen durch. Diese Kritik und den Realitätsgehalt der Fremdheitserfahrungen von Aufsteiger:innen im Hochschulsystem erörtern anschließend Bettina Dausien und Jaqueline Hackl mithilfe ihrer eigenen Untersuchung zu *first-generation students*. Ohne die Fremdheitserfahrungen der Aufgestiegenen zu negieren, arbeiten sie heraus, dass Erklärungen, die sich vornehmlich auf die Habitustheorie von Bourdieu stützen, das empirische Phänomen nicht hinreichend erfassen können.

Im zweiten Block geht es um Personen, die „Arbeiterkindern“ beim Aufstieg helfen und sie beruflich prägen, aber nicht zur Herkunftsfamilie gehören. So geht Frerk Blome in seinem Beitrag personell und zeitlich über die bisherigen Interpretationen prägender Umwelten hinaus und zeigt die Wirkmächtigkeit, die außerfamiliale Andere in biographischen Strukturen aufgestiegener Professor:innen haben. Schullehrer:innen sind hier neben Personen aus beispielsweise Sportvereinen oder Gewerkschaften ein Beispiel, das Blome aus der autobiographischen Perspektive der Aufsteiger:innen beleuchtet. Die Sicht der Lehrer:innen wiederum steht im Fokus des Beitrags von Laura Behrmann. Sie rekonstruiert, unter welchen Bedingungen Gesamtschullehrkräfte die Rolle von Aufstiegshelfer:innen einnehmen und welche Handlungsstrategien sie dabei verfolgen. Insgesamt arbeitet Behrmann so auch die Bedeutung heraus, die Lehrer:innen – und dabei wiederum nicht allein deren familialem Hintergrund, sondern ebenso ihren weiteren sozialen Beziehungen und Handlungskontexten – in der Ungleichheits- und insbesondere Mobilitätsforschung zukommen könnte bzw. sollte.

Zuletzt geht es um den Zusammenhang zwischen länderübergreifender Migration und sozialer Mobilität. Hier spürt Merle Hinrichsen den transnationalen Strukturen in der biographischen Perspektivität eingewanderter Jugendlicher nach und macht deutlich, wie stark die nationalstaatliche und zeitlich entsprechend verkürzte Perspektive die Sicht auf Erkenntnisse zur (Bildungs-)Mobilität von Eingewanderten versperrt. Im Kontext des Heftschwerpunkts erlangt die transnationale Perspektive also nicht nur für die Untersuchung der Verschränkung von räumlicher und sozialer Aufstiegsmobilität

hohe Bedeutung. Sie vermag ferner die Erfahrungen, Deutungs- und Handlungsmuster Aufsteigender zeitlich zu dynamisieren und damit ihrerseits den Blick auf (die Folgen der) „Herkunft“ gegenüber dem laufenden sozialwissenschaftlichen Diskurs deutlich zu weiten.

LITERATUR

- Auspurg, Katrin und Thomas Hinz (2011): Master für alle? Der Einfluss sozialer Herkunft auf den Studienverlauf und das Übertrittsverhalten von Bachelorstudierenden, in: *Soziale Welt*, 62, Heft 1, 75-99. <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2011-1-75>
- Ayaß, Wolfgang (1995): „Asoziale“ im Nationalsozialismus, Stuttgart.
- Becker, Gary S. (1985): The allocation of effort, specific human capital, and sexual differences in earnings and the allocation of time, in: *Journal of Labor Economics*, 3, Heft 1, 33-58. <https://doi.org/10.1086/298075>
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1991): „Was Du ererbt von Deinen Vätern...“, Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen, in: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 4, Heft 1, 13-40.
- Boudon, Raymond (1974): Education, opportunity, and social inequality, *Changing prospects in Western society*, New York.
- Bourdieu, Pierre (1974): *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Übersetzt von Wolfgang Fietkau, Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 107, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede, Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 658, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Der Rassismus der Intelligenz*, in: Ders.: *Soziologische Fragen*, Übersetzt von Hella Beister und Bernd Schwibs, Edition Suhrkamp, Neue Folge, Bd. 872, Frankfurt am Main, 252-256.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Praktische Vernunft, Zur Theorie des Handelns*, Übersetzt von Hella Beister, Edition Suhrkamp, Neue Folge, Bd. 985, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre und Jean-Claude Passeron (1971): *Die Illusion der Chancengleichheit, Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*, Übersetzt von Barbara und Robert Picht, Bearbeitet von Irmgard Hartig, Stuttgart.
- Bronfenbrenner, Urie (1958): Socialization and social class through time and space, in: Eleanor E. Maccoby (Hg.): *Readings in Social Psychology*, New York, 400-425.
- Bude, Heinz (2014): *Das Unbehagen in der bürgerlichen Mitte*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 49, 44-48.
- Bühler-Niederberger, Doris (2006): *Der Blick auf das Kind. Sozialisationsforschung, Kindheitssoziologie und die Frage nach der gesellschaftlich-generationalen Ordnung*, in: Sabine Andresen und Isabell Diehm (Hg.): *Kinder, Kindheiten, Konstruktionen, Erziehungswissenschaftliche Perspektiven und sozialpädagogische Verortungen*, Wiesbaden, 25-52. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90483-2_2
- Burkart, Günter (2008): *Familiensoziologie*, UTB, Bd. 3061, Konstanz. <https://doi.org/10.36198/9783838530611>
- Cooley, Charles H. (1927): *Social organization: A study of the larger mind*, New York.
- Decker, Oliver (2018): *Flucht ins Autoritäre*, in: Oliver Decker und Elmar Brähler (Hg.): *Flucht ins Autoritäre, Rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft: Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2018*, Gießen, 15-63.
- Dyk, Silke van und Alexandra Schauer (2015): „... daß die offizielle Soziologie versagt hat“, *Zur Soziologie im Nationalsozialismus, der Geschichte ihrer Aufarbeitung und der Rolle der DGS, Jahrbuch für Soziologiegeschichte*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06637-6>

- Feldhaus, Michael und Karsten Speck (Hg.) (2020): Herkunftsfamilie, Partnerschaft und Studienerfolg, Familie und Gesellschaft, Bd. 35, Baden-Baden.
<https://doi.org/10.5771/9783956507526>
- Fischer, Wolfgang und Martin Kohli (1987): Biographieforschung, in: Wolfgang Voges (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Biographie & Gesellschaft, Bd. 1, Opladen, 25-49. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_2
- Fischer, Wolfram (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten, in: Martin Kohli (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs, Soziologische Texte, Bd. 109, Darmstadt, Neuwied, 311-335.
- Fischer-Neumann, Marion und Petra Böhnke (2022): With a Little Help from My Peer Clique: Mitigating the Intergenerational Transmission of Poverty, in: European Sociological Review, 38, Heft 5, 799-815. <https://doi.org/10.1093/esr/jcac020>
- Funcke, Dorett und Bruno Hildenbrand (2018): Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie, Einführung in die Familiensoziologie, Studentexte zur Soziologie, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-18441-4>
- Gans, Herbert J. (1972): The Positive Functions of Poverty, in: American Journal of Sociology, 78, Heft 2, 275-289. <https://doi.org/10.1086/225324>
- Geiger, Theodor (1962): Zur Kritik der arbeiter-psychologischen Forschung, in: Ders.: Arbeiten zur Soziologie: Methode, moderne Grossgesellschaft, Rechtssoziologie, Ideologiekritik, Ausgewählt und eingeleitet von Paul Trappe, Soziologische Texte, Bd. 7, Neuwied, Berlin-Spandau, 151-167.
- Goode, William (1967): The protection of the Inept, in: American Sociological Review, 32, Heft 1, 5-19. <https://doi.org/10.2307/2091714>
- Groh-Samberg, Olaf Nepomuk Hurch und Nora Waitkus (2018): Statuskonkurrenzen und soziale Spaltungen, Zur Dynamik sozialer Ungleichheiten, in: WSI-Mitteilungen, 71, Heft 5, 347-356.
- Groh-Samberg, Olaf, Theresa Büchler und Jean-Yves Gerlitz (2020): Soziale Lagen in multidimensionaler Längsschnittbetrachtung, Erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Unter Mitarbeit von Johanna Nold, Socium, Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik der Universität Bremen. Online: <https://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/DE/Service/Studien/studien.html> (18.9.2022).
<https://doi.org/10.5771/0342-300X-2018-5-347>
- Groinig, Maria, Wolfgang Hagleitner, Thomas Maran und Stephan Sting (2019): Bildung als Perspektive für Care Leaver?, Bildungschancen und Bildungswege junger Erwachsener mit Kinder- und Jugendhilfeeinfahrung, Schriftenreihe der ÖFEB-Sektion Sozialpädagogik, Bd. 4, Leverkusen. <https://doi.org/10.2307/j.ctvfrxqnt>
- Haeblerlin, Urs und Eva Niklaus (1978): Identitätskrisen, Theorie und Anwendung am Beispiel des sozialen Aufstiegs durch Bildung, Bern, Stuttgart.
- Herkommer, Sebastian (2004): Metamorphosen der Ideologie, Zur Analyse des Neoliberalismus durch Pierre Bourdieu und aus marxistischer Perspektive, Hamburg.
- Hertel, Florian R. und Olaf Groh-Samberg (2019): The Relation between Inequality and Intergenerational Class Mobility in 39 Countries, in: American Sociological Review, 84, Heft 6, 1099-1133. <https://doi.org/10.1177/0003122419885094>
- Hirschauer, Stefan (1996): Wie sind Frauen, wie sind Männer?, Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem, in: Christiane Eifert, Angelika Epple, Martina Kessel, Marlis Michaelis, Claudia Nowak, Katharina Schicke und Dorothea Weltecke (Hg.): Was sind Frauen?, Was sind Männer?, Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, Edition Suhrkamp, Bd. 1735, Neue Folge, Bd. 735, Frankfurt am Main, 240-256.

- Hollstein, Betina (2007): Sozialkapital und Statuspassagen – Die Rolle von institutionellen Gatekeepern bei der Aktivierung von Netzwerkressourcen, in: Jörg Lüdicke und Martin Diewald (Hg.): Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit, Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften, Wiesbaden, 53-83. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90458-0_3
- Huinink, Johannes und Dirk Konietzka (2007): Familiensoziologie, Eine Einführung, Frankfurt am Main, New York.
- Iben, Gerd (1975): „Abweichende“ und „defizitäre“ Sozialisation, in: Friedhelm Neidhardt (Hg.): Frühkindliche Sozialisation, Theorien und Analysen, Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 5, Stuttgart, 114-161.
- Jackson, Sonia, Sarah Ajayi und Margaret Quigley (2003): By degrees, The first year: from care to university, London.
- Joas, Hans (1989): Praktische Intersubjektivität, Die Entwicklung des Werkes von George Herbert Mead, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 765, Frankfurt am Main.
- Joas, Hans (1991⁴): Rollen- und Interaktionstheorien in der Sozialisationsforschung, in: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim, 137-152.
- Kadritzke, Ulf (2016): Zur Mitte drängt sich alles (Teil 1), Historische Klassenstudien im Lichte der Gegenwart, in: PROKLA, Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 46, Heft 84, 477-496. <https://doi.org/10.32387/prokla.v46i184.127>
- Keller, Suzanne und Marisa Zavalloni (1964): Ambition and Social Class: A Respecification, in: Social Forces, 43, Heft 1, 58-70. <https://doi.org/10.2307/2575967>
- Kemper, Andreas und Heike Weinbach (2022): Klassismus, Eine Einführung, Münster.
- Klatetzki, Thomas (2015⁸): Sozialisation in Gruppen und Organisationen, in: Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann und Sabine Walper (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung, Weinheim, 351-371.
- Knuth, Stephanie (2019): Der Umgang von Soziologie-Professor_innen mit Habitus-Struktur-Konflikten: Eine praxeologisch-empirische Rekonstruktion, in: Soziologie, 48, Heft 3, 317-335.
- Kohli, Martin (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematization, in: Joachim Matthes (Hg.): Lebenswelt und soziale Probleme, Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentags zu Bremen 1989, Frankfurt am Main, 502-520.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, Heft 1, 1-29.
- Kohli, Martin (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie, in: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten, Individualisierung in modernen Gesellschaften, Edition Suhrkamp, Bd. 1816, Neue Folge, Bd. 816, Frankfurt am Main, 219-243.
- Kolivoski, Karen M., Jeffrey J. Shook, Sara Goodkind and Kevin H. Kim (2014): Developmental Trajectories and Predictors of Juvenile Detention, Placement, and Jail Among Youth with Out-of-Home Child Welfare Placement, in: Journal of the Society for Social Work and Research, 5, Heft 2, 137-160. <https://doi.org/10.1086/676520>
- König, René (2021): Überorganisation der Familie als Gefährdung der seelischen Gesundheit, Reprint, in: Rosemarie Nave-Herz (Hg.): Familiensoziologie, König, René: Schriften, Bd. 14, Wiesbaden, 161-176. https://doi.org/10.1007/978-3-658-28247-9_5
- Koschorke, Albrecht (2021): Identität, Vulnerabilität und Ressentiment: Positionskämpfe in den Mittelschichten, FGZ Working Paper, Nr. 1, Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt, Leipzig. Online: <https://www.fgz-risc.de/publikationen/details/identitaet-vulnerabilitaet-ressentiment-positionskaempfe-in-den-mittelschichten-fgz-working-paper-nr-1> (21.11.2022).

- Lange-Vester, Andrea und Christel Teiwes-Kügler (2013): Zwischen W3 und Hartz IV, Arbeitssituation und Perspektiven wissenschaftlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Opladen. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzsc4>
- Mead, George H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft, Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 28, Frankfurt am Main.
- Mead, George H. (2008): Philosophie der Erziehung, Herausgegeben und eingeleitet von Daniel Tröhler und Gert Biesta, Übersetzt von Ernst Grell, Bad Heilbrunn.
- Merton, Robert K. (1938): Social Structure and Anomy, in: American Sociological Review, 3, Heft 5, 672-682. <https://doi.org/10.2307/2084686>
- Miethe, Ingrid, Dominik Wagner-Thiel und Birthe Kleber (2021): Bildungsungleichheit, Von historischen Ursprüngen zu aktuellen Debatten, Opladen, Berlin. <https://doi.org/10.36198/9783838556000>
- Müller, Hans-Peter (1986): Kultur, Geschmack und Distinktion: Grundzüge der Kultursoziologie Pierre Bourdieus, in: Friedhelm Neidhardt und Mario R. Lepsius (Hg.): Kultur und Gesellschaft, Sonderheft, 27, René König, dem Begründer der Sonderhefte, zum 80. Geburtstag gewidmet, Opladen, 162-190. https://doi.org/10.1007/978-3-322-91077-6_9
- Münkler, Herfried (2010): Mitte und Maß, Der Kampf um die richtige Ordnung, Berlin. <https://doi.org/10.3790/rup.49.1.49>
- Münkler, Herfried (2014): Die Entstehung des Mitte-Paradigmas in Politik und Gesellschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 49, 49-54.
- Neidhardt, Friedhelm (Hg.) (1975): Frühkindliche Sozialisation, Theorien und Analysen, Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 5, Stuttgart.
- Oevermann, Ulrich (1979): Sozialisationstheorie, Ansätze zu einer soziologischen Sozialisations- und ihre Konsequenzen für die allgemeine soziologische Analyse, in: Günther Lüschen (Hg.): Deutsche Soziologie seit 1945, Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Bd. 21, Wiesbaden.
- Oswald, Heinz (2015): Sozialisation in Netzwerken Gleichaltriger, in: Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann und Sabine Walper (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung, Weinheim, 321-332.
- Papastefanou, Christiane (2006): Ablösung im Erleben junger Erwachsener aus verschiedenen Familienstrukturen, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 26, Heft 1, 23-35.
- Parsons, Talcott (1964): The School Class as a Social System, in: Ders.: Social Structure and Personality, London, 129-154.
- Rebenich, Stefan (2013): C. H. Beck 1763–2013. Der kulturwissenschaftliche Verlag und seine Geschichte. München.
- Reichwein, Roland (1970/71): Sozialisation und Individuation in der Theorie von Talcott Parsons, in: Soziale Welt, 21/22, Heft 2, 161-184.
- Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiale Generationenabfolge, in: Martin Kohli und Martin Szydlik (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft, Lebenslauf – Alter – Generation, Bd. 3, Opladen, 162-178. https://doi.org/10.1007/978-3-663-01318-1_9
- Schiek, Daniela (2010): Aktivistinnen der Normalbiographie, Zur biographischen Dimension prekärer Arbeit, Zugleich Dissertation Universität Duisburg, Essen, Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92569-1_2
- Schiek, Daniela, Carsten G. Ullrich und Frerk Blome (2019): Generationen der Armut: Zur familialen Transmission wohlfahrtsstaatlicher Abhängigkeit, Sozialstrukturanalyse, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-23712-7>
- Schlegelmilch, Cordia (1987): Taxifahrer Dr. phil., Akademiker in der Grauzone des Arbeitsmarktes, Biographie & Gesellschaft, Bd. 2, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-95575-3>

- Schlottmann, Uwe (1968): Primäre und Sekundäre Individualität, Die soziologischen Konzeptionen von Talcott Parsons und Howard Becker unter dem Gesichtspunkt ihrer Erfassung einzelmenschlicher Autonomie, Stuttgart.
- Schmeiser, Martin (2003): „Missratene“ Söhne und Töchter, Verlaufsformen des sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien, *Zugleich Habilitationsschrift Universität Bern 2002*, Konstanz. <https://doi.org/10.1515/sosi-2003-0303>
- Schmidt, Uwe (2002): Deutsche Familiensoziologie, Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-89601-8>
- Schmitt, Lars (2010): Bestellt und nicht abgeholt, Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92193-8>
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, Herausgegeben von dem Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum Nürnberg, Nürnberg, 67-189.
- Simmel, Georg (1980): *Über sociale Differenzierung*, Sociologische und psychologische Untersuchungen, Berlin.
- Simon, Fritz B. (2005): Familie und Unternehmen, Überlegungen zu Unterschieden, Gemeinsamkeiten und den Folgen, in: Fritz B. Simon (Hg.): *Die Familie des Familienunternehmens, Ein System zwischen Gefühl und Geschäft*, Heidelberg, 17-34.
- Stanton-Salazar, Ricardo D. (2011): A Social Capital Framework for the Study of Institutional Agents and Their Role in the Empowerment of Low-Status Students and Youth, in: *Youth & Society*, 43, Heft 3, 1066-1109. <https://doi.org/10.1177/0044118X10382877>
- Steinkamp, Günther (1991): Sozialstruktur und Sozialisation, in: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich (Hg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, Weinheim, 251-277.
- Strauss, Anselm L. (1974): *Spiegel und Masken, Die Suche nach Identität*, Übersetzt von Heidi Munscheid, Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 109, Frankfurt am Main.
- Struck, Olaf (2001): Gatekeeping zwischen Individuum, Organisation und Institution, Zur Bedeutung und Analyse von Gatekeeping am Beispiel von Übergängen im Lebensverlauf, in: Lutz Leisering, Rainer Müller und Karl F. Schumaker (Hg.): *Institutionen und Lebensläufe im Wandel, Institutionelle Regulierungen von Lebensläufen, Statuspassagen und Lebenslauf*, Bd. 2, Weinheim, 29-54.
- Voß, Gerd G. (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft, Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit, *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 31, Heft 3, 473-487.
- Wieder, Lawrence D. und Don H. Zimmerman (1979²): Regeln im Erklärungsprozeß, Wissenschaftliche und ethnowissenschaftliche Soziologie, in: Elmar Weingarten (Hg.): *Ethnomethodologie, Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*, Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 71, Frankfurt am Main, 105-129.
- Weber, Max (1993): Zur Rechtfertigung Göhres, in: Wolfgang J. Mommsen und Rita Aldenhoff-Hübinger (Hg.): *Max Weber-Gesamtausgabe, Band I/4,1: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik*, Schriften und Reden 1892-1899, Tübingen, 108-119.
- Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion, „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive, *Zugleich Habilitationsschrift Universität Kassel 2000*, Konstanz.
- Weyrather, Irmgard (2003): *Die Frau am Fließband, Das Bild der Fabrikarbeiterin in der Sozialforschung 1870-1985*, Frankfurt am Main.
- Wurzbacher, Gerhard (Hg.) (1977): *Die Familie als Sozialisationsfaktor, Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Bd. 3, Stuttgart.
- Zimmer, Lena M. (2021): Bildungsaufstiege in der Wissenschaft, Zur Nicht-Reproduktion sozialer Ungleichheit beim Übergang von der Junior- auf die Lebenszeitprofessur, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 50, Heft 6, 415-433. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2021-0025>